MICHEL

ESSAYS ÜBER GUSTAV LANDAUER / ROMAIN ROLLAND FRIEDRICH HÖLDERLIN / DIE METAPHYSIK DES BÜRGERS

DIE SILBERGÄULE
[EI]NE RADIKALE BÜCHERREIHE / BAND 33/33a

GUSTAV LANDAUER ROMAIN ROLLAND

UND ANDERE ESSAYS VON

WILHELM MICHEL

V. T. K

PAUL STEEGEMANN VERLAG HANNOVER
LEIPZIG / WIEN / ZÜRICH

WILHELM MICHEL

ESSAYS ÜBER GUSTAV LANDAUER / ROMAIN ROLLAND FRIEDRICH HÖLDERLIN / DIE METAPHYSIK DES BÜRGERS

PAUL STEEGEMANN VERLAG HANNOVER
LEIPZIG / WIEN / ZÜRICH

Erstes bis drittea Tausend

Umschlagzeichnung von V. J. Kuron

Gedruckt als 33.-33a Band der Sammlung *Die Silbergäule*
bei Edler & Krische, Hannover

GUSTAV LANDAUER

In der europäischen Revolution war dieser Schriftsteller der Erkenner und der Schöpfer. Erkenner nicht nur der Erkenntnis, sondern auch der Tatmöglichkeit. Geistige Hand des Wortes, des uralten Logos, der bei Johannes kein anderer ist als in dieser schöpferischen Umstürzung Europas. Prophet und Täter eines neuen Glaubens und schließlich, damit dieses ehrwürdigste Siegel nicht fehle, sein Opfer.

Er war der Verwirklichende, ausgestattet mit dem Auge des Gläubigen, aber auch mit jenen klammernden, sinnlichen, wühlenden Organen, mit denen der Fremdling, der Geist, Wurzel faßt im Feindseligen, dem Stoff. Scharf zu sagen: Ihm war nicht nur die Forderung des Geistes bekannt. Ihm war in seiner beneidenswerten Affinität zu Stoff und Gesetz dieser Welt all das geschenkt, was ihn zum Führer, Täter, Reinhalter dieser Revolution bestimmte. Er hatte Liebe zu den Menschen und klare Kenntnis ihrer tausend Mängel. Er kannte genau die sämtlichen Symptome der Verwirklichung, ihre heimlichen und offenen Fallstricke für den Geist, die schlimme Widersprüchlichkeit zwischen zweckvoller Tat und Reinheit des Gewissens. Er wußte kühne Schleichwege zwischen Buchstabe und Geist. Er hatte die ganze Leidenschaft des tatbereiten Revolutionärs und die domstille Reinheit des gotischen Gottesfreundes. In der Ausdrucksweise Susos zu reden: Er war dem „Ausschlage" nach Politiker und Beweger äußerer Welt, dem „Einschlage" nach Mystiker, als er fiel und als er begann.

Am Anfang seines Manneslebens stehen zu mystischer Erkenntnis geballte Verdichtungen des Geistes. Mit Fritz

Mauthner, vielleicht durch ihn, fühlte er sich auf das trügerische Wesen der Sprache kritisch hingelenkt. Sprachkritisches Besinnen ist immer Beweis für beherrschende religiöse Richtung. Denn an der Sprache stößt sich nur, was übersprachlich ist. Daraus die spezifisch mystischen Grunderkenntnisse: Fesselung des Reinen an das Unreine als Urprinzip alles Gestaltens, durchgehende Bestimmtheit der Welt durch den schaffenden Widerspruch. Sprache, ein Urfall der Realisierung des Geistes, ward diesem Revolutionär und triebhaften Geistverwirklicher zu einem frühen Problem. Durch das Tor einer mystischen Verzweiflung an der Sprache schritt dieser Geist gewaffnet hinaus in die unabsehbaren Gebreite religiöser Tatbereitschaft. Der Sprachzweifler (so spricht es die kleine Schrift „Skepsis und Mystik" aus) hat die Wahl, endgültig zu verstummen oder sich ins Handeln zu retten. Landauer wählte aus Zwang das Zweite. Sein ganzes Manneswirken ist Darlebung mystischer Erkenntnis auf der Ebene politisch-sozialer Wirklichkeit.

Mit der größten Zartheit für den Geist, mit Schlangenklugheit und Taubenfrömmigkeit, voll der mutigen Freude des ersten christlichen Kommunismus regt sich lustvoll in ihm die junge Tat. Es wachsen ihr insgeheim die Flügel. Man verfolgt ihr Erkühnen in den Aufsätzen des „Sozialist". Man sieht sie sich mächtig ausbreiten in dem „Aufruf zum Sozialismus" — aus Verzweiflung an einer Welt kommend ein tätiges Ausschütten aller Kraft zur Erzeugung einer neuen Erde.

Ich weiß mir kaum etwas Schöneres als dieses Ausbreiten aller Elemente menschlicher Tat, wie es der „Aufruf" leistet: Übermütiges Vertrauen auf des Geistes Mächtigkeit; wissende, behutsame Sorge um seine Reinheit und zärtliche Natur; gütige Strafe; Mahnung für alle Arten von Trägheit; weise menschliche Abgrenzungen (gegen bolschewistischen Marxismus, Proletarierhochmut, radikales Philistertum), in

aller Erörterung mitrollend ein grenzenloses Weltverständnis und feinste Urbanität mit Gott und Teufel — weltinnige Seinsliebe, hinschattend auf die Ebene revolutionären sozialen Geschehens. Gedanke und Urteil stets in blühender, bezaubernder Bewegsamkeit, nie erstarrend in irgendeinem eingefrorenen Haß. Alle Landauersche Politik ist noch jung, unmittelbar aus Liebe gewachsen, noch betaut von paradiesischer Menschlichkeit. Und doch sehr ernst getrieben vom absoluten Zwange zum Werk, von der Entschlossenheit eines, der alle Schiffe hinter sich verbrannt hat. Ein Gefangener seines Glaubens, unrettbar verfallen dem erkannten Werk und Weg. Ja: Wenn man zugesteht, daß Mystik die wesentliche Weltfreundschaft von Geistesseite her ist, dann war Landauer ein Spätling echter deutscher Geistesinnigkeit, und wie Novalis den Jakob Böhme, so sehe ich diesen Täter des Worts an als einen „gewaltigen Frühling mit seinen quellenden, treibenden, bildenden und mischenden Kräften, die von innen heraus die Welt gebären, ein echtes Chaos von dunkler Begier und wunderbarem Leben . .“ Dies alles plus jenes tiefen sittlichen Müssens und jener außerordentlichen geistigen Angemessenheit an die Welt der Zwecke, die ihn zum großen Tatmenschen vorherbestimmten. Plus vor allem auch einer durchdringenden Vernünftigkeit, in der so viel edle Kälte wie Feuer ist. In diesem Kopf war ein beschwingter Intellekt, ein durchaus begeistertes Sehen der Tatsachen, ein reifes Fühlen und dichterisches Abwägen dessen, was ist. Enges Beisammen also von Nüchternheit und Begeisterung; hierzu Hölderlin: „Da, wo die Nüchternheit dich verläßt, da ist die Grenze deiner Begeisterung.“

Hauptzeuge dieser Seite seines Wesens ist der Band „Rechenschaft“. Auch er, Landauer, nicht gefeit gegen die schmerzlichen Widersprüche, die sich jedem Verwirklicher des Geistes ergeben. Sie ringen jedem ihren Zoll ab, das Urhäßliche und Niedrige, das Schöpferische: Den

Kompromiß. Auch Landauer zahlt ihn, in der entscheidenden Frage der Gewalt. 1911 stellt er die Frage: Wollen die Arbeiter des Landes unter irgendwelchen Umständen den Krieg? Und antwortet: Die Arbeiter können nie einen Krieg wollen ... 1912 wird es ihm zu neuer Erkenntnis, daß, solange die Völker nicht solidarisch sind in ihrem Kampf gegen Krieg und Staat, „auch die revolutionären Nationen werden kriegerisch gerüstet sein müssen". Es ist ein großes Schauspiel, diesen reinen Geist sich mit der Sünde dieses Wortes beladen zu sehen: Er selbst ein Gesandter jener Einsicht, die uns ein solches Wort als Sünde konnte fühlen lassen. Er, der fast das Wunder vollbrachte, gnostische Weltfremdheit des Geistes unberührt durch heroische Tatbereitschaft zu tragen; dem die Verpflichtung zur geistlichen „plena lenitas" heiliger innerer Zwang war, nicht, wie der Kirche zur Zeit der Inquisition, eine äußerlich gewahrte, sachlich grausam verhöhnte Formel. Heldentum noch in diesem Kompromiß, der ihm selbst „eine furchtbare Erkenntnis" war, geadelt durch Schmerz und gütiges Wissen, daß auch ihm der Weltwiderspruch nicht erspart bleiben konnte.

Ein Dichter. Hineingestellt in die Welt der Zwecke zu einem Zeitpunkt, da die Tat sich endlich wieder aus dichterischem Geiste speisen muß. Muß, soll sie anders mehr sein, als gefährliches Wüten oder belanglose Geschäftigkeit. Ein Täter der Tat, dessen Gestalt in Hölderlinschem Geiste umrissen scheint. Einzelne Abschnitte aus dem „Aufruf" lesen sich wie aus den späten Hymnen Hölderlins in moderne politische Prosa transponiert; so die Idee des Dichters als des einsamen Vorwegnehmers des Volkschores, der Kultur als Produkt der starken Freude, alles Geistes als Gemeingeistes. Wesenstiefe Beziehung dieses Revolutionärs zu Hölderlin ergibt sich aus seinem im März 1916 zu Berlin gehaltenen Vortrag „Friedrich Hölderlin in seinen Gedichten", wiedergegeben in den „Weißen Blättern", Juni

desselben Jahres: Tiefste Liebe, innigstes seelisches In-Eins-Schwingen zeichnet hier alle feinsten, zartesten Züge in Hölderlins Wesen nach. Prophetie ist geworden, was dieser Vortrag gegen Schluß aussprach: „Brauchen wir Helden, die nicht zerstören und wettern, sondern bauen, ordnen und segnen, brauchen wir Helden der Liebe, so ist Hölderlin unsrer Zukunft, unsrer Gegenwart ein führender Geist." Liebe, Tolstoi-Geist, Arbeit in Geduld und Stille, Revolutionierung vom kleinsten Lebenskreis jedes einzelnen aus, strahlende, flutende Menschlichkeit, Echtheit des Tuns — in diesen Oberbegriffen schwingt das Wesentliche seines Programms, das kein Programm ist, sondern fast reines Lied, apostolischer Brief.

Es ist in den sagenhaften Kampf dieser Tage nichts Aufgewühlteres, Strömenderes, Liebenderes hineingerufen worden als die Schlußworte des „Aufrufs": „Was liegt am Leben? Wir sterben bald, wir sterben alle. Wir leben gar nicht. Nichts lebt, als was wir aus uns machen; die Schöpfung lebt; das Geschöpf nicht, nur der Schöpfer. Nichts lebt als die Tat ehrlicher Hände und das Walten reinen, wahrhaften Geistes." Liebe, die nackt aus ihren Hüllen und Besitztümern herausgeht in das furchtbare Opfer, aus der Lüge des welt- und ichsüchtigen Scheins in das Seiend-Sein von Gott und Geist; unendliche liebende Erschwungenheit, gewillt, alles Leiden hilfreich zu umarmen und tausend blinde Augen dem Licht der Güte und Gerechtigkeit aufzutun.

Im Hofe des Gefängnisses von Stadelheim ward dies erschlagen und zerstampft von armen Tieren, die er erlösen wollte.

ROMAIN ROLLAND

Züge seines Bildes

Zur Üppigkeit dieses von Natur rauschenden und lichtklaren Menschenwesens findet der Begriff zunächst keinen geraden Weg. Seine Umrisse stehen leuchtend und eindeutig vor der wortlosen Empfindung: Wärme, Liebe, Kraft, Heldentum, Fülle irdischen Schmerzes, Bejahen und Erleiden des Lebens, baumhaftes Dulden, tierhafte Innigkeit und Freude, grenzenlose Unschuld und klarste menschliche Gemessenheit. Das zugreifende Wort erlangt aber nicht die Synthese aus diesen Elementen, die strahlende, wärmende Geschöpflichkeit dieses Erdensohnes, in dem das Dunkle ungestüme Wogen schlägt, während Vernunft, das gute, zuverlässige Licht, mit geistiger Treue von oben sie überglänzt. Dieses irdische Vergnügen in Gott, den er überall zu leugnen scheint; diese Berauschtheit vom Leid der Kreatur, über die eine klare besonnene Freude aus jeder seiner Zellen lächelt; diese prismatischen Masken, in die er sich zerlegt, um sich immer wieder in die sonnenweiße, eindeutige Klarheit des Naturhaften zurückzufinden — dieses Menschentum ist eine der wenigen starken Erscheinungen der Zeit. Es ist in Rolland die Geisteslage des Religiösen, das liebende Bejahen der Welt und aller ihrer Abgründe; aber durchaus zur Tat gewandt, dem Heldentum befreundet, durchdringend einfach und „weiselos" wie Geist, vielspältig und verschlungen wie Leben.

Ein Mensch. . . . .

„Gesegnet sei der Tag, der mich geboren!" sagt sein fröhlicher Burgunder Colas Breugnon, aus Meister Rabelais'

Blut erzeugt. „Es gibt nur ein Heldentum auf der Welt: die Welt zu sehen, wie sie ist — und sie zu lieben", heißt es im Vorwort zum Michelangelo. Und über beidem als Synthese: „Gelobt sei die Freude und gelobt sei der Schmerz! Sie schmieden die Welt und schwellen die großen Seelen".

Ein Mann, der der Gottheit ans Herz wuchs und sich aufreckt, alle Bedingungen menschlichen Daseins liebend zu umspannen. Ein Mann, in dem die besonderen Voraussetzungen der französischen Rasse, die Vernunftklarheit und die Sinnenfreude, gesteigert zusammenwirken, um jenseits von Zeit und Nation ein reines hohes Menschenwesen zu verwirklichen, ganz durchtränkt von der Welt wilder Bitternis und unendlicher Süße. Die tragische und die hedonische Stellung zum Leben, kämpferischer Geist und friedvolle Naturhaftigkeit, Besonnenheit und Leidenschaft, Trauer, Ernst und Humor, Heldentum und Bürgerlichkeit — alle Spannungen des Lebens umgreift er, alle Grundstoffe mischt er in sich mit einer unerschrockenen Begierde nach Sein. Hoch hebt sich aber heraus: im Geistigen unbändige Lust am Wahren, im Seelischen Wärme und Liebe ohnegleichen.

Durch eine Zeit, die den Menschen zum sinnlosen Tatinstrument zu vereinseitigen strebt, trägt Romain Rolland mit dem Schritt eines Fahnenträgers das Ideal menschlicher Totalität. Wir drohen zu verkrüppeln in Haß der Parteien und Nationen. Sorgen und erbärmliche Leidenschaften mergeln uns aus. Wir sind jammervoll dürr und dürftig geworden in diesen Jahren, elende, herzlose Schatten, die kaum noch eine gemeinsame Sprache sprechen. Wir wollen uns dieses saftigen und üppigen Menschen freuen und an ihm und seinesgleichen uns erfrischen für eine bessere Zukunft.

REDE ÜBER HÖLDERLIN

gehalten bei der Hölderlin-Gedächtnisfeier der Freien Lit. Künstlerischen Gesellschaft Darmstadt, 23. März 1920

Den äußeren Anlaß, uns zum Gedächtnis eines deutschen Dichters zusammenzufinden, liefert die Gepflogenheit, die Erinnerung an große Männer nach Maßgabe bestimmter Zeitabläufe aufzufrischen. Eine Gepflogenheit, die zweifellos etwas äußerlicher Art ist, die aber anscheinend zu eng mit menschlichen Schwächen sich verknüpft, um Widerstreben zu dulden. Es gibt nur einen Weg, wie wir dem Odium dieser nicht sehr gedankentiefen Gepflogenheit entrinnen können: wir müssen aus der äußerlich herbeigeführten Begegnung ein Erlebnis von dauernder Wirkung zu machen suchen.

Der große Name, der heute über der Versammlung schwebt, gibt zu solcher Umwertung eine verschwenderisch günstige Gelegenheit. Gelegenheit, teilzunehmen am sichtbaren Werden und Wachsen eines Werkes, so, als lebte sein Schöpfer noch mitten unter uns, als habe sich nicht seit 77 Jahren das Grab über seinem sterblichen Rest geschlossen. Hölderlin lebt und wächst vor unseren Augen. Es sind etwa 15 Jahre her, daß man ihn in einem Winkel des deutschen Pantheons auffand und erkannte. Es sind 6 Jahre her, daß die größten seiner Dichtungen, in denen die deutsche Sprache trotz Luther und trotz Goethe das kühnste hymnische Schreiten wagte, zum ersten Male an das Licht traten. Es sind 4 Jahre her, daß sein einziges Drama, der Tod des Empedokles, zum ersten Male aufgeführt wurde. Es werden noch Monate vergehen, bis

unvergleichliche Übertragungen des Sophokles, die er uns schenkte, ihre Uraufführung erleben werden. Und ganz in der Zukunft liegt es, daß dieser Dichter, der einzige Deutsche, der mit jedem Wort tief aus dem raunenden Herzen des Deutschtums sprach, im deutschen Volke sich so strahlend, beherrschend, sonnenhaft auswirke wie es dieser edlen Kraft gebührt.

Wir, die wir seit langem das Unvergleichliche dieser Erscheinung zu erkennen gewürdigt wurden, wir sind in der Lage von Menschen, die ihre Mitbrüder arm und blind an einem Schatze reinsten Goldes vorübergehen sehen. Dem Golde geschieht kein Leid dadurch, daß es nicht ergriffen wird. Denn es ist gültig und selig in sich selbst. Aber die Armut und Dürftigkeit um uns her erregt uns und wir wünschen ihr Augen und Hände, sich endlich an Köstlichem zu bereichern.

Hölderlin nannte sich selbst „Dichter des Volks". Er wußte, daß Völker und Jahrhunderte durch seine Menschenstimme erklangen. Er wußte, daß er Vorkämpfer des Abendlands und des Deutschtums war. Er war so sehr genährt aus den ungeheuren Kräften der Gemeinschaft, daß er Sänger des Volks auch dann wäre, wenn kein Deutscher ihn zu fassen verstünde. Aber es liegt im Plan der Welt, daß das Große und Wahre auch als solches erkannt werde. Und so ist uns heute der Name Hölderlin nicht ein Gegenstand müßiger ästhetischer Betrachtung. Er ist eine herrische, fast harte Forderung, uns endlich zu ihm hinaufzusteigern. Alles Große und Starke tritt mit dieser Forderung an uns heran. Und erst wenn ihr genügt ist, strömt es die Milde und Güte, die Begeisterung und das unerschöpfliche Leben aus, das es zu verschenken hat.

Dieser Dichter, 1770 geboren, erwächst uns im Schatten der großen Deutschen seiner Zeit: im Schatten Schillers, Klopstocks, Winckelmanns. Von Schiller nimmt seine

Sprache das üppige rednerische Profil, den Prunk der Syntax, den Schwung und die Anmut der Bewegung. Von Klopstock die Härte, die biblischen Elemente, die religiöse Inbrunst, das hymnische Schreiten, die pindarische Beziehung zu Volk und Vaterland. Von Winckelmann kommt ihm, auf dem Umwege über die allgemeine klassizistische Richtung der Zeit, die Liebe zu Hellas, die Verehrung der antiken Kultur als höchster Formleistung des Menschengeschlechts, die Anerkennung des antiken Ideals als verpflichtender Norm für Kunst und Leben. Dahinein mischt sich Ossianisches, Rousseauisches, Weltschmerzliches.

Wir finden alle diese Elemente in seiner Jugenddichtung vor, noch nicht durchblutet, noch im Zustande der bloßen Übernommenheit, als starre Fassade vor eine Innerlichkeit gestellt, die ihre eigenste Form noch nicht erzeugen konnte.

Wir verfolgen nun, wie diese angenommenen Elemente vom Feuer des innen brennenden Genius erhitzt, verzehrt oder umgeformt werden. Das Ossianische, das Sturm- und Drang-Element wird abgestoßen. Die Sprache tritt bewußter und entschiedener unter den Einfluß der Schillerischen Lyrik. Das innere Müssen seines Wesens stellt zwei Dinge heraus, an denen Hölderlin sehr ernsthaft zu leben und zu leiden beginnt: das klassische Altertum und die Natur.

Hölderlin überantwortet sich dem griechischen Ideal mit einer Hingabe ohnegleichen. Wir haben uns diesen Jüngling zu denken als einen Menschen, in dem wenig Härte und abgrenzendes Ichgefühl war: ein hinströmendes, auffliegendes und grenzenlos hingabesüchtiges Wesen, in dem es noch keine Zusammenballung gab, nur jene innere Verschwendung, der das Mittelalter den schönen Namen „Ausfließlichkeit" gegeben hat. Das atmet sich aus in schwärmend durchlebten Freundschaften und hyperbolischen Jugendlieben, wird von kalter Welt zurückgescheucht, und sammelt frühe Kränkungen, flutet aber immer

wieder hinaus und verschenkt sich an das Nicht-Ich, als eine frühe Erprobung jener Selbstentäußerung, die ihn später befähigte, im Namen von Völkern und Jahrhunderten zu sprechen und hymnische Sprachgebilde von sagenhafter Kühnheit zu türmen.

So ist auch die Hingabe an das Altertum bei ihm ohne Maß und Besinnen. Weit entfernt von der weisen und schließlich nur ästethisch gemeinten Art, in der etwa Schiller und Goethe mit griechischen Götternamen ihr Lied zierten, beginnt Hölderlin die schreckende Herrlichkeit des Altertums bis zu begeisterter Selbstverzehrung an sterblichem Herzen zu erleiden. Er macht Ernst mit ihr. Nachdem er das Unvergleichliche antiker Kunst- und Lebensform erkannt, bleibt ihm keine Möglichkeit mehr, seine Zeit und sein Volk zu bejahen oder auch nur zu ertragen.

Denn dieses Erkennen und Lieben des Altertums ist wohl zum Teil eine romantische Flucht vor der Gegenwart. Zum weitaus größten Teil aber ist es Äußerung einer Wahlverwandschaft. Denn Hölderlins Geist ist von Natur hellenisch geprägt, ebenso echt wie dies bei Goethe, freilich mit ganz anderer Wendung, der Fall war. Eingeborenes Hellenentum nenne ich bei Hölderlin die Anlage, heldisch zu leben unter Zwang und Adel großer Bindungen; Kunst zu fassen als Darlebung von Völkern vor den Gewalten der Höhe; Natur und Leben zu bejahen als unmittelbar Durchgottetes, das glänzend aus Dunkel quillt und heldenmütig steht gegen die ewige panische Bedrohung; die Götter zu erkennen als gewitterhafte Gewalten, die segnend und gefährlich sind; geistig zu leben in einem durchaus dynamisch bestimmten Weltbild, in dem alles auf plastischem Zusammenstoß von Kraft mit Kraft beruht: im ganzen ein triebhafter, religiöser und kultureller Aristokratismus, in dem alles auf Arbeit und Heldentum gestellt ist, eine durchaus vorchristliche Geisteslage von echter Unschuld und Naturverschlungenheit, die sich erst gegen

das Ende hin christlich verfärbt in einem wunderbaren Wechsel der Töne.

Diese Anlage also weist ihn geistig nach Griechenland. Und vor dem griechischen Ideal versinkt das Säkulum um ihn her ins Wesenlose. Wir hören von ihm Klage über Klage: Mein Jahrhundert ist mir Züchtigung — Mein Herz gehört den Toten an — Die Barbaren um mich her zerreißen meine Seele. Lange dauerte diese Periode, von der er selbst sagt:

> Da die Last der Zeit mich beugte
> Und mein Leben kalt und bleich
> Sehnend schon hinab sich neigte
> In der Toten stummes Reich.

Bis zum Ausströmen dieser Totenklage um Hellas ist das deutsche Volk mit Hölderlin gegangen. Sie ist reich ausgeprägt in Oden und Elegieen, im Hyperion, im ersten Entwurf des Empedokles, in zahlreichen Briefen. Erlauchtes und Einziges an Form ist in diesen Zeugnissen gesichert. Es ist etwa der Punkt, an dem Hölderlin beim Verlassen des Gontardschen Hauses steht, dessen Herrin, Diotima, das wichtigste Erlebnis seines Daseins ward. Als der Griechensehnsüchtige, als der von Zeit und Umwelt edel enttäuschte Ephebe, der nie zum Manne gedieh, ist er ins Bewußtsein des Volkes und in den Bildersaal der Literaturgeschichte eingegangen. Die reiche und exzessiv männliche Entwicklung, die nachher einsetzte, ward von Mitlebenden nicht gesehen. Heute noch finden Sie in einigen Ausgaben seiner Werke die herrlichsten dichterischen Zeugnisse dieser geistigen Mannwerdung als abstruse Produkte in die Zeit der beginnenden Umnachtung eingereiht. In Wirklichkeit bezeichnen sie eine Zeit der beginnenden Erhellung.

Denn neben der tragischen Beziehung zur Antike steht in ihm jenes andere Element, das ihn verhindert, sein Blut in Trauer um Vergangenes zu verströmen. Dies ist die Hingegebenheit an die Natur, die Richtung auf das

Lebendige in Kunst und Welt. Goethe steht in dem einen Sinne weit ab von Hölderlin, daß er sein eigenes Leben bei Zeiten gesichert und gegen das verzehrende Feuer seines Genius die bewahrenden Kräfte seines Wesens aufgeboten hat. Aber sein Hellenentum begegnet sich mit dem Hellenentum Hölderlins in der tiefen Naturverschlungenheit ihres Wesens, in der grenzenlosen Naturfrömmigkeit, aus der bei Beiden die Richtung auf das Lebendige hervorgeht.

Das zeigt sich auch in Hölderlins Verhältnis zum Altertum. Nie wurde dies von ihm antiquarisch oder ästethizistisch gefaßt, sondern immer nur als eine höchste Lebendigkeit in gewissester Form. Die Griechen sind ihm die naturnahesten, naturfrommsten Menschen, ihre Götter Söhne und Teilkräfte der Natur, ihre Kultur die außerordentlichste, formvollste, blumenhafteste Verklärung der dunkel schaffenden, mütterlichen Erde.

So trieb unentrinnbar im Strömen des Lebens ihm die Frage entgegen:

Wenn das Altertum höchste Lebendigkeit war, konnte dann seinem Schüler das Verharren in fruchtloser Trauer erlaubt sein? Wenn antike Form auf der Stärke freudigster Gemeinschafts- und Gegenwartsgefühle beruhte, hatte dann ihr Verkünder die Möglichkeit, seine Umwelt, seine Zeit romantisch zu verwerfen? Wenn Natur die Urmutter aller Götter war, auch des griechischen Olymp, war es dann nicht Feigheit und sogar Lästerung, zu zweifeln, daß die Ewige neue Götter formen und in den Menschentag entsenden werden?

In diesen Fragen dreht sich Hölderlins Geschick wie eine Tür im Gelenk der Angel. Er reift ihrer Lösung mit einem Nachdruck entgegen, der gelassenes und getriebenes Ungestüm ist. Er beantwortet sie richtig und leitet damit seine Heimkehr aus den Bezirken des griechischen Ideals ein, diese erste starke genetische Überwindung der Antike

im Deutschtum, die von Nietzsche nur wiederholt, nicht überholt werden konnte. Die Antike wird von Hölderlin nicht gewaltsam aus dem Sehfeld geschoben. Sie lebt sich frei in ihm zu Ende. Sie überwindet sich selbst in ihm. Die Krönung dieses Prozesses, der eines der größten Ereignisse im deutschen Geistesleben ist, liegt in jenem Satze, den er 1801 in einem Briefe an seinen Freund Böhlendorf niederschrieb: „Ich habe lange daran laborirt und weiß nun, daß außer dem, was bei den Griechen und uns das höchste sein muß, nemlich dem lebendigen Verhältniß und Geschik, wir nicht wohl etwas g l e i c h mit ihnen haben dürfen."

Hölderlin erkennt: Das Buchstäbliche der Antike ist vergangen. Ihr Geist aber, der Gott in ihr, ging schaffend nach Rom und von da nach Norden, um nun von Treppen des Alpengebirgs ins neue Germanien hinabzusteigen.

Zu dieser Kühnheit: ein neues gotterfülltes und endlich wieder formendes Abendland unter deutscher Führung, erhob sich sein Geist in den letzten Hymnen: RHEIN / AM QUELL DER DONAU / GERMANIEN / WIE WENN AM FEIERTAGE / WANDERUNG / PATMOS / VERSÖHNENDER / AN DIE MADONNA / DIE TITANEN / DER MUTTER ERDE. Ungeheure Spracharchitekturen von dröhnendem, orchestralem Prunk, in denen das Wort sich formt in rauschhafter Bewußtheit und nüchterner Begeisterung, ebensosehr durcheist von edler Kälte wie erhitzt von einströmendem Feuer. Bonaparte, Kolumbus, Rousseau geben Stoff zu Entwürfen. An Namen, die durch spätere Hymnen gehen sollten, nennt er LUTHER / KLOPSTOCK / KAISER HEINRICH / MAHOMET / RINALD BARBAROSSA / KONRADIN und andere. Christus erscheint nun neben Herakles und Dionysos als letzte Offenbarung des ewigen Vaters. Seine reine Gestalt mahnt wunderbar an jene spätantiken Christusstatuen, in denen letzte hellenische Form verklingt, ebenso wie in seiner

Madonnenhymne die liebende Seele der Gottesmutter wie aus dem Lächeln eines weißen heidnischen Marmors zu leuchten scheint.

So wird alles, was zu dem neuen Hesperien gehört, mit großer Gebärde liebend umarmt, insbesondere das Vaterland. In seinen späten Fragmenten steht das dunkle Wort:

> Verbotene Frucht, wie der Lorbeer, ist aber
> Am meisten das Vaterland. Die aber kost'
> Ein jeder zulezt.

Er fühlt sich reif geworden, mit geweihten und reinen Händen darnach zu greifen. Und er darf nun sagen:

> So krönet, daß er schaudernd es fühlt
> Ein Seegen das Haupt des Sängers,
> Wenn dich, der du
> Um deiner Schöne willen, bis heute,
> Nahmlos geblieben o göttlichster!
> O guter Geist des Vaterlands
> Sein Wort im Liede dich nennet.

In der großen Prophetie des vom Deutschtum geführten und begeisteten Abendlandes, in das alle Götter triumphierend einkehren, klingt Werk und Wort seines Lebens aus.

Wir haben an diesem Dichter Unrecht gut zu machen. Nicht nur die Verkennung durch Mitlebende, nicht nur das schief-sentimentalische Urteil des 19. Jahrhunderts, das, selbst im Unklaren über alle Realität, diesem Dichter Flucht vor der Realität vorzuwerfen nicht müde ward. Wir haben auszugleichen auch die gutmeinenden und ahnungslosen Fälscherkünste, die bis heute an seinem Bilde geübt werden.

Alle seine Begierde war auf das „Wahre und Reelle" gerichtet; und man warf ihm Traum und Verirrung vor. Das Lebendige suchte er ein ganzes Leben lang, seine Dichtung war tathaft im Sinne des größten Zieles, der gewaltigsten und wirklichsten Arbeit, die der Poesie obliegt: Bindung der Menschen zu einem „lebendigen, tausendfach gegliederten innigen Ganzen". Doch weil er sich nicht

beruhigen konnte beim Buchstaben einer wilden, dürftigen Gegenwart, schob man ihn unter die Schwärmer.

Das ist keine ganze und keine halbe Wahrheit. Es ist eine Fälschung. Hölderlins Künstlerschaft geht genau so weit wie seine Ergreifung des „Wahren und Reellen". Er wurde der große pindarische Sänger des Abendlandes nur auf Grund seiner Begierde nach dem Wirklichsten: Gemeingeist unter Menschen, Bindung zwischen Menschheit und Gottheit. „Man hat schon so viel gesagt über den Einfluß der schönen Künste auf die Bildung der Menschen, aber es kam immer heraus, als wär es keinem Ernst damit, und das war natürlich, denn sie dachten nicht, was die Kunst, und besonders die Poesie, ihrer Natur nach ist" — er hatte wohl ein Recht, dies zu schreiben, denn als er selbst das Höchste gab, was Kunst zur Bildung der Menschen beitragen kann, eben jene wirksame Bindung in Breite und Höhe, wollte man's ihm nicht anerkennen und hielt es für Traum und Schaum.

Nein, kein romantisch Fliehender ist dieser, Deutsche einer wilden Zeit, wenn er auch als Eremit in Griechenland begann. Kein ziellos Irrender stand hier aus eurer Seele auf, kein Zerschlagener von eurer wüsten und dürftigen Realität, sondern ein Erkenner, ein Eroberer und Held.

Jetzt, da es für euch heißt, den Weg zur verschütteten geistdeutschen Überlieferung zurückzufinden, schlägt man die Gesänge dieses Dichters vor euch auf als die rettenden sibyllinischen Bücher. Wir müssen uns an ihren Worten zurücktasten, bis wo der Weg sich gabelt und ein Pfad breit hineinläuft in die grobe, illusionistische Wirrsal des 19. Jahrhunderts, die unsern Genius würgend umnebelte; und von da in der alten Richtung vorwärts zum großen Sonnenlande Germanien, das „wehrlos" und „geräuschlos" die neuen Formen und Gesetze gibt, nicht nur sich selbst, sondern einer ganzen entgeisteten Welt.

ÜBER DIE METAPHYSIK DES BÜRGERS

Wir brauchen den Bürger. Er zwar glaubt unserer nicht zu bedürfen. Er nennt unsere Qual mit argen Namen, er feiert unsere Feste nicht. Aber wir wissen, daß wir seiner nicht entraten können.

Nicht als ob er irgend etwas täte, um uns nützlich zu sein. Er sträubt die Borsten, wenn er uns sieht. Er schnaubt durch die Nase, er bläst seinen Schnauzbart auf, wenn wir ihn bescheidentlich vor unsere gemalten und gedichteten Erkenntnisse führen. Und wenn er davor steht, peitscht er seine subalternen Hosenschläuche mit dem Spazierstock. Dafür läßt er uns hungern, der Kamerad Bürger, bis wir schwarz werden oder berühmt oder steinalt und steinkalt.

Und dennoch: der Demiurg erschuf ihn eigens zu unserm Nutz und Frommen. Er konnte uns nicht denken, ohne zugleich den Bürger zu denken.

Der Bürger ist unsere Vorbedingung. Er ernährt uns zwar nicht, aber er ermöglicht uns. Er ist unsere metaphysische Voraussetzung. Nicht etwa in dem Sinne, daß er den Staat erhält (in dem wir bis jetzt immer Ausgestoßene waren) oder die Familie (in der wir als die verlorenen Söhne und Schwiegersöhne im zugigen Korridor stehen) oder die Industrie und den Handel (für die wir Ausbeutungsobjekte sind wie jeder rußgeschwärzte Proletarier). Sondern in einem höheren, fast religiösen Sinne. Ich habe viel darüber nachgedacht, wie in dem erstaunlichen, schweißtriefenden Machwerk des Demiurgen eins ins andere greift. Ich bin noch nicht dahinter gekommen, weshalb er die Tsetse-Fliege erschaffen hat, die ihren

Lebenszweck darin erblickt, die Schlafkrankheit zu verbreiten. Aber weshalb er den Bürger erschuf — seht, dieses einzusehen ist mir in einer guten Stunde gelungen.

Es ist aber schwer, es zu sagen. Denn wir reden von nichts seltener und widerwilliger als von den Voraussetzungen. Ich sage also: unsere Existenz setzt den Bürger voraus. Es gibt eine gewiße Summe Feigheit und Dummheit in der Welt, die durchaus gefeigt und gedummt werden muß. Diese Arbeit nimmt uns der Kamerad Bürger fast vollständig ab. Er ist Knecht, damit wir frei sein können. Er ist Zerlegungsprodukt aus einem Ganzen, aus dem wir uns luftig und leicht herausdifferenzieren konnten, weil er, der Jammermann Voll und Ganz, als oberflächlich gestaltetes Schlammgebilde in der Tiefe sitzen blieb.

Seht euch die ganze Schöpfung an. Was findet ihr darin als Haupttätigkeit des Demiurgen? Das Zerlegen. Er schied das Licht von der Finsternis; er schied das Feste vom Flüssigen. Und so sind wir Produkt, der Bürger Residuum. Wo ihr ihn anpackt, sprudelt der Urschlamm, die Schöpfungshefe. Er wirft uns heute noch gerne vor, daß wir gähren. Darin kommt seine Hefennatur zum Vorschein.

Damit wir fein und stark, geistig und bewegt sein können, trampelt er geschäftig durch die Welt und trompetet mit hochgerecktem Elefantenrüssel die Grobheit und die Ohnmacht, die Stofflichkeit und die Trägheit über den Erdkreis. Ja, aus Angst, mit seinem täglichen Pensum Schleimproduktion nicht fertig zu werden, druckt er außerdem noch eine erhebliche Anzahl von Anzeigern, Tageblättern, Volksblättern, wo alles Dumme und Feige, das er in vierundzwanzig Stunden getan und gesagt hat, sorgfältig aufgeschrieben und erklärt ist.

Es ist nicht anders: wir brauchen ihn. Er ist unser Widerstand, unsere Bestätigung, unser Opferlamm, unser Komplement. Er ist uns nötiger als das tägliche Brot, das er uns aus Leibeskräften verkürzt. Wenn er nicht da wäre,

müßte er erfunden werden; nein, noch viel schlimmer: dann müßten **wir** ihn ersetzen im Schweiße unseres Angesichtes. Lob und Preis der Weisheit, die ihn absonderte und die, um den Begriff des Reinen zu gewinnen, das Unreine in homogener Niederträchtigkeit schwarz und schleimig erstehen ließ.

Dem Volke muß der Bürger erhalten werden!

Ich fordere euch auf, zu seiner Erhaltung alles beizutragen, was in euren Kräften steht, indem ihr ihn durch Kunst zu wohltätigen Schlammsekretionen anregt und durch aufreizendes Anders-Sein seinen Kamm zum Schwellen und sein Bierherz zu nationalliberalen Evolutionen bringt. Ich reize euch auf zum geistigen Klassenhaß! Grenzt euch ab gegen den Bürger. Das bekommt ihm, das ersehnt er, denn aller Schlamm braucht Begrenzung. Rempelt ihn durch lyrische Gedichte an! Werft ihm mit Aphorismen die Fensterscheiben ein! Entpreßt ihm Interjektionen durch Novellen! Malt, daß sich seine Schleimhäute kräuseln! Das tut ihm gut. Dann kann er „Unentwegt" sagen, dann kann er „Voll und Ganz" drucken. Das braucht er. Dann bläht sich sein Gebäuche, sein Vorhemd bäumt sich, er sträubt seinen Schnauzbart gleich einem Stachelschweine, er rollt hörbar die Augäpfel. Er stampft die Fliesen seines Stammlokals und fletscht uns mit grimmgestrafften Backentaschen an — seht, **so** muß er sein, um seine gottgewollte Mission als metaphysischer Weltkuli zu erfüllen: den Geist zu ermöglichen durch seine eigene Unmöglichkeit, das Reine zu verwirklichen, indem er alle böse, feige, unreine Schwere opferwillig und staatserhaltend an sich zieht.